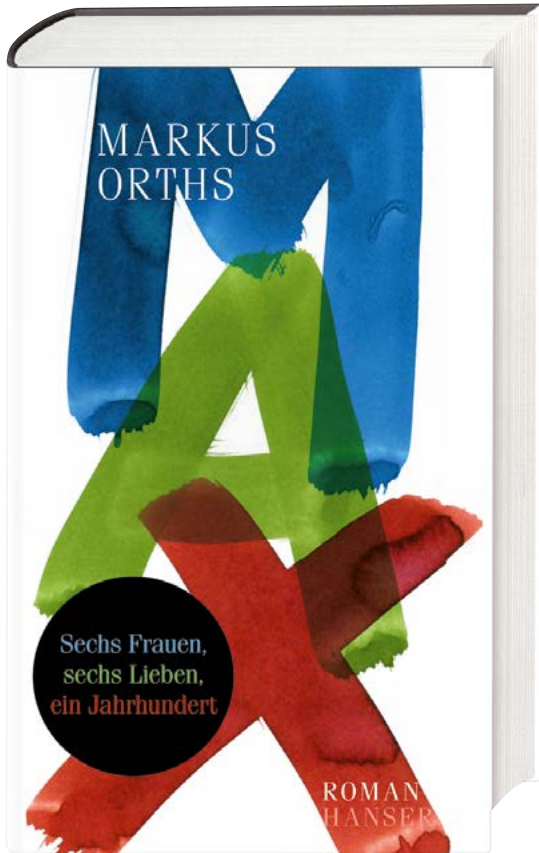


Leseprobe aus:

Markus Orths
Max



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



MARKUS
ORTHS

MAX

Roman

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25649-1

© Carl Hanser Verlag München 2017

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX

Papier aus verantwortungsvollen Quellen

FSC® C014889

Für meinen Vater
Hans Orths

PROLOG

Max schleppte Bilder zum Wagen. Eins nach dem anderen wuchtete er auf den Anhänger. Sein nackter Oberkörper: ölig vom Schweiß. Manchmal hasste er die Sonne in Sedona, Arizona. Dass Bilder so schwer sein konnten. Samt Rahmen und Lattenverschlag. Dass man Bilder so vorsichtig zu behandeln hatte. Sie waren doch fertig, die Bilder, sie trugen das Ende schon in sich, sie hatten nichts Neues zu bieten, das Verfrachten schien mühevoller als das Verfertigen. Max schlug die Persenning über seine und über Dorotheas Werke, zum Schutz vor den Brutalitäten der Natur. Dann kehrte er in die Hütte zurück. Seine Frau lag in ihrem Zimmer, sie fröstelte. Max holte ein Tuch und betupfte Dorotheas Stirn. Er setzte sich an ihr Bett, wollte sie fragen, ob er auch wirklich fahren und sie allein lassen könne, aber Max wusste, dass Dorothea solche Fragen nicht mochte.

»Erhol dich gut«, sagte er.

»Ist nur 'ne Sommergrippe.«

»Man weiß nie.«

»Vielleicht komm ich doch mit?«, fragte Dorothea.

»Du bleibst.«

»Was soll ich hier tun?«

»Liegen. Schlafen. Lesen. Schreiben. Schach spielen.«

»Gegen die Sonne?«

»Gegen dich selbst.«

»Und meine Bilder?«, fragte Dorothea.

Max hätte gern gesagt: Die werden sich eh nicht verkaufen, genauso wenig wie meine. Wenn es gut lief, würde Max ein einziges Bild an den Mann bringen. Zwei wären sensationell. Aber

Dorothea Tanning und Max Ernst brauchten nicht viel zum Leben. Im Grunde genommen brauchten sie nichts. Das Häuschen hatten sie selber erbaut, in der Nähe des Hopi-Reservats, mit eigenen Händen. Eine Küche, eine Badezelle ohne fließendes Wasser anfangs, ein Zimmerchen für Max und eins für Dorothea. Zum Malen zog sich Max in den Schuppen zurück, dort war er ungestört.

Max sagte ein Wort des Abschieds. Dorothea nickte ihm zu. Wieder draußen zog Max die Sandalen und seine kurze Hose aus, nackt stand er vor der Hütte in dem dünnen, zackigen Körper, mit schlohweißen Haaren, braun gebrannt, fast sechzig Jahre alt, und die türkisblauen Augen leuchteten ungebrochen. Max kippte sich einen Eimer lauwarm gewordenes Oak-Creek-Wasser über den Kopf, trocknete sich ab, zog sich an, schulterte die Tasche mit den paar Sachen, die er brauchte, kraulte kurz die beiden Hunde und stieg in den schwarzen Ford. Ehe er losfuhr, sprang Max noch einmal hinaus, eilte in sein Zimmer, wühlte in den Schubladen des Schreibtischs, griff nach einer Streichholzsachtel und schob sie in die Hemdtasche. Schon wieder spürte er Schweiß. Es war hoffnungslos: Die Sonne ließ den Teer auf der Dachpappe schmelzen und brachte die Steinböden zum Glühen.

Zwei Kilometer hinter Sedona stand ein Hopi-Indianer am Wegrand, in Jeans, Hemd und Turnschuhen, er reckte den Daumen in die Luft.

Max hielt an.

»You wanna go – where?«, fragte Max.

»Somewhere?«, sagte der Hopi.

»Hop in«, rief Max.

Der Hopi setzte sich auf den Beifahrersitz, Max fuhr weiter. Eine Stunde lang sagte keiner ein Wort. Sie durchquerten die Kulisse Arizonas. Genau diese Landschaft hatte Max einst ge-

malt, in Europa, ohne sie zu kennen, ohne sie je gesehen zu haben: Seine inneren Bilder hatten auf beinahe magische Weise ihr äußeres Gegenstück gefunden. Das war einer der Gründe, weshalb Max jetzt hier lebte. Beide rauchten schweigend.

»Wie heißt du?«, fragte der Hopi erst kurz vor Flagstaff.

»Loplop«, sagte Max.

Der Hopi nickte bedächtig.

»Das ist der Oberste der Vögel«, fügte Max hinzu. »Und du?«

»Patupha Itamve«, sagte der Hopi.

»Hat das eine Bedeutung?«

Der Hopi schüttelte den Kopf.

Natürlich hat es eine Bedeutung, dachte Max.

»Was hast du geladen?«, fragte Patupha.

»Bilder«, sagte Max.

»Bilder?«

»Selber gemalt.«

»Und kann ich die sehen?«

»In Navajo machen wir Pause.«

Während die beiden – Stunden später – im Stehen Brote aßen und Wasser tranken, betrachtete der Hopi eins der riesigen Bilder, das Max für ihn aus dem Lattenverslag geschält hatte.

Patupha sagte kein Wort.

Max nagelte das Bild wieder zu.

Zurück im Auto fragte er: »Und?«

»Und was?«

»Das Bild? Wie ist es?«

»Big«, sagte Patupha.

Big, dachte Max. Big ist gut. Big stimmt. Groß, ja, groß waren die Bilder, groß, wuchtig, schwer. Big. Seine Hand zuckte zur Hemdtasche, aber er ließ die Streichholzsachtel, wo sie war, und fuhr weiter.

»Was machst du mit den Bildern?«, fragte Patupha.

»Verkaufen hoffentlich. In New York.«

»Du fährst nach New York? Das ist weit.«

»Zweitausendfünfhundert Meilen.«

Die Luft war staubig. Trotzdem konnte man die Fenster nicht geschlossen halten.

»Also bist du – Künstler?«, fragte Patupha irgendwann.

Max sah zu ihm hinüber. Eigentlich mochte er diese Frage nicht. Jetzt aber schien es, als hätte Patupha Itamve einen Knopf gedrückt: Und Max dachte keine Sekunde lang nach, er legte sofort los, sprach über sich und sein Leben, zunächst langsam, tastend, dann hastiger, und seine Sätze entwickelten sich zum automatischen Sprechen, das ihn mitriss, und Max gab preis, wie genau er hergekommen war, nach Arizona, und was einen sechzigjährigen Menschen antreibt, jede Menge schwere Bilder von einem Ort zum anderen zu karren, ohne große Aussicht darauf, sie verkaufen zu können, und Max erzählte, was es mit dem Malen auf sich hat, mit der Kunst. »Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament«, sagt Émile Zola, und Max ergänzte, dass es für einen Künstler nicht reiche, die äußere Natur zu betrachten, die Welt jenseits des Geistes, nein, er, Max, male immer mit einem offenen Auge und einem geschlossenen, und das offene Auge sehe in die Welt hinaus, das geschlossene dagegen tauche hinab ins eigene, ins innere Meer. »Kein Taucher«, fügte Max hinzu, »weiß vor seinem Sprung, was er zurückbringen wird.«

In diesem Augenblick hielt Max an. Der Ford schnaufte. Die Straße lag vor ihnen wie ein Strich ins Nichts. »Es gibt noch mehr Bilder«, flüsterte Max und deutete auf sein Herz: »Hier drinnen.«

Der Hopi schaute ihn fragend an.

Max zog die Streichholzschachtel aus der Hemdtasche am Herzen, öffnete sie und kippte sieben briefmarkenkleine Schnip-

sel zu Patupha aufs Armaturenbrett. »Ich habe Farbe auf das Papier gegeben«, sagte Max, »und die Farbe mit einem Glasstreifen abgezogen. Aus dem schmalsten Pinsel habe ich noch ein paar Härchen gezupft und unter der Lupe weitergemalt. *Sieben Mikroben durch ein Temperament gesehen*. Die allerkleinsten Bilder vielleicht, die es je gab.«

Patupha kniff die Augen zusammen. »Willst du die Bilder verkaufen?«, fragte er.

»Nein«, sagte Max. »Noch nicht.«

Behutsam packte er die Mikroben wieder ein.

»Warum hast du sie dabei, wenn du sie nicht verkaufen willst?«, fragte Patupha.

»Sind die einzigen Bilder, die ich mitnehmen kann, ohne Schweiß zu vergießen.«

Max fuhr weiter.

»Und?«, fragte Max nach einer Weile.

»Was ›und?‹«

»Die Bilder? Wie sind sie?«

»Small«, sagte Patupha. »Very small.«

Max blickte hinüber.

Er wollte Patupha ein Lächeln schenken.

Doch der Sitz neben ihm war leer.

Ehe Max die Galerie in New York aufsuchte, fuhr er nach Long Island. Er sprang ins Meer und tauchte mit offenen Augen, lange und ausdauernd. Das Schwimmen: eine lebenslange Leidenschaft. Max verbrachte drei Wochen in New York. Am letzten Tag schlenderte er zur Bibliothek. Dort schlug er ein Buch auf. Patupha Itamve, las er, bedeutet: *das Meer in uns*. Max klappte das Buch zu und fuhr zurück nach Sedona. Er hatte kein einziges Bild verkauft.

LOU

1

Alles starb hier. Ein loser Vogel floh vor dem Donnern. Keine Krähe, kein Rabe, kein Kakadu: eine Amsel. Max sah ihr nach in die Nacht. Fliegen: fliehen. Stattdessen Granaten, Kanonen, Dücken in den Grabendreck. Jedes Bild ertrank im Jahr 1915. Was ist deine Lieblingsbeschäftigung, Max? – Sehen! Sehen! Sehen! Seine lebenslange Antwort. Doch gab's nichts mehr zu sehen jetzt. Das Licht lag im Schlamm.

Vater stand vor der Leinwand. Er quetschte Wasserreste aus den Pinseln, ordnete mit geübten Griffen die Farbeimerchen und warf den Kopf in den Nacken. Er murmelte ein paar andächtige Sätze, schloss die Augen und öffnete sie wieder. »Licht«, sagte Vater und hob die Hand zur Sonne, als wolle er sie schärfer stellen. »Zum Malen brauchst du Licht, Max.« Vater tunkte den Pinsel ein. Die Leinwand wurde Strich um Strich ihrer Leere beraubt. Das Weiß duckte sich unter dem Einschlag der Farben. Vaters Blick federte hin und her, vom Garten zur Leinwand und zurück, vom Motiv zum Bild, das nach und nach Kontur annahm, und plötzlich hielt er inne, blinzelte, schüttelte den Kopf. »Der Ast da vorn«, murmelte er und zeigte auf den Kirschbaum, »der ist falsch. Der stört. Der ruiniert die Symmetrie, siehst du, Max?« Der Fünfjährige verstand kein Wort. Für Vater wäre es ein Leichtes gewesen, den Ast beim Malen einfach auszusparen, stattdessen tat er ganz was anderes: Er lief über den Rasen, hin zum Kirschbaum, und er knickte den Ast ab, und er warf ihn ins Gebüsch, und er kehrte zur Leinwand zurück und sagte: »So ist's besser!« Die dumpfe Wirklichkeit stand der Kunst nicht mehr im Weg.

Max schlich langsam aus Vaters Schatten. Er warf einen scheuen Blick zurück. Vater hatte sich wieder dem Bild gewidmet. Max öffnete das Törchen und verließ den Garten. Er hatte Großes vor. Er wollte nicht wie üblich zu den Nachbarskindern, nein, er wollte diesem Drang in ihm folgen, den er seit kurzem spürte: einfach weglaufen, weit weg. Zu den Drähten? Ja, ja. Zu den Drähten, von denen alle sprachen. Max trug seinen roten

Lieblingsumhang, das Punjel, sein Nachthemd. Darunter die Hosen: Max zog sie hoch, fast bis zum Herzen. Er nahm den Stab, der neben dem Törchen lehnte, und stapfte los. Kies knirschte unter den Sandalen. Das Schloss, der Park, der Rasen, die Bäume, die Sonne, die Hitze, die Straße. Max bog um die Ecke und hörte ein Raunen: Gemächlich näherte sich ein lahmer Schwarm Menschen, stockend, Schritt für Schritt. Max blinzelte, legte die Handkante flach an die Stirn. Die Gruppe quälte sich träg über die Straße. Der Mann in der ersten Reihe reckte ein Banner in die Höhe. Das mussten die Pilger sein, auf dem Weg nach Kevelaer. Aus dem Gemurmel der Gebete wuchs ein Lied: *Die Sterne verlöschen, die Sonn', die jetzt brennt, wird einstens verdunkeln, und alles sich end't.* Noch aber blitzte die Sonne böß vom Himmel. Es fehlte der kühlende Wind. Da schnellte ein Arm hoch, ein Finger streckte sich, und jemand rief: »Da! Das Christkind! Dort drüben!« Häße wurden gereckt, Ordnung verlor sich, das Singen verebbte. Der Pilger zeigte auf Max. Sein roter Umhang, sein langer Stab, die blonden Locken, die blauen Augen, die strahlende Sonne: ein Heiligenschein in seinem Rücken. Zwei der Gläubigen beugten sogar die Knie. Max aber sprang an den Leuten vorbei, trotzte der Sonne und rannte weiter: zum Bahndamm.

An einem riesigen Mast blieb er stehen und schaute hoch zu den Drähten. Endlich. Das Flüstern der Welt weit über ihm, die Telegrafendrähte, mysteriös verknüpft mit Ländern, von denen er keine Vorstellung hatte, nicht mal eine Ahnung, aber er konnte schon einige Namen aufsagen wie eine Litanei: Gegrüßet seist du, England, Spanien, Portugal und Frankreich, Amerika und Schweden. Max ging weiter zur Schranke und zum Bahnwärterhäuschen. Nach ein paar Minuten näherte sich ein Zug und dampfte einfach vorbei. Max sah in den Spiegeln der Abteilfenster die hohen Drähte. Sie lebten, sie bewegten sich heftig in seinem Rücken. Doch wenn er sich umdrehte, standen

sie still. Wann hielt ein Zug für ihn? Er würde einsteigen und wegfahren, irgendwohin.

»Wer bist denn du?« Hinter ihm stand ein Polizist, aus dessen Helm eine Speerspitze wuchs. »Was treibst du dich hier rum? So ganz allein?«

»Die Drähte«, sagte Max und deutete nach oben.

»Komm, mein Jung«, sagte der Polizist. »Ich bring dich heim. Wo wohnst du denn?«

»Schlossstraße.«

»Nummer?«

»Einundzwanzig.«

»Und hast du auch einen Namen?«

»Na klar!«, sagte Max. »Den hab ich!«

»Verrätst du ihn mir?«

»Wenn du mich fragst!«

Philipp Ernst schimpfte nicht, als der Polizist ihm seinen Sohn zurückbrachte, nein, er war froh, dass der Kleine wieder heil in der Schlossstraße auftauchte. Und umarmte ihn.

»Sie haben gesagt, ich bin das Christkind!«, rief Max.

»Wer?«, fragte Vater.

»Die Pilger.«

»Die Kevelaer-Pilger?«

Max nickte.

Vaters Blick wölbte sich nach innen, kurz davor, etwas zu finden, es war der Blick nach dem Einschlag einer Idee, gleich würden sie funkeln, die Vateraugen, schon rief er: »Auf geht's, Max! In den Wald!«

Die schrillen Triller der Vögel, das summende Flirren der Insekten, der Geruch nach Harz und schlafenden Pflanzen, die Schwitzigkeit von Moos und Torf und verrottendem Holz: Max konnte sie noch nicht benennen, seine Eindrücke. Die Düsternis, in der sich sein Auge verlor, mischte sich mit dem Locken

aus der Tiefe des Waldes und der Angst, Ungetüme könnten auftauchen und ihn mit sich zerren. Wie nachts, wenn er im Traum aus dem Bett stieg und nach unten lief, Richtung Wohnzimmer, in dem die Eltern vor blakenden Lampen saßen, schwiegen, sprachen oder lasen, ausatmend jedenfalls, geschafft vom Tag. Doch Max kam in seinen Alpträumen nie vorbei am Flur, immer packten ihn haarige Klauen von hinten, rissen ihn mit sich, er schreckte auf und schrie, bis Mutter Luise kam, seinen Kopf an ihre Brust presste und leise »Pschtpscht« machte.

Im Wald sperrte der Taubstummlehrer und Hobbymaler Philipp Ernst seinen Sohn Max in den Käfig der Leinwand. Max musste stehen bleiben, reglos. Er musste sich auf seinen Stab stützen wie auf ein Kreuz, das größer war als er selbst, er musste die Hand nach vorn strecken: wie zur Segnung. Vater malte den Jungen als Christkind. Viel lieber hätte Max dem Vater beim Malen zugesehen, viel lieber hätte Max ihm über die Schulter geschaut, viel lieber wäre er dem magischen Flug der Pinsel gefolgt, wie so oft, aber das war nicht möglich als Christkind-Modell. Wie langweilig. So stehen und nichts tun. Blieb nur die Flucht ins Innere. Das Gequirle im Kopf.

Vater, Vater, Vater

Vater unser im Himmel

Geheiligt werde dein Name

Dein Reich komme

Dein Wille geschehe

Aber wehe, wehe, wehe

Wenn ich auf das Ende sehe

Wie im Himmel so auf Erden

Die Verstorbenen die hienieden

Schon so frühe abgeschieden

Unser täglich Brot gib uns heute

Durch den Schornstein mit Vergnügen

Sehen wir die Hühner liegen
Die schon ohne Kopf und Gurgeln
Lieblich in der Pfanne schmurgeln
Und vergib uns unsere Schuld
Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern
Laut ertönt sein Wehgeschrei
Denn er fühlt sich schuldenfrei
Und führe uns nicht in Versuchung
Wie man's treibt, mein Kind, so geht's
Sondern erlöse uns von dem Bösen
Jajaja, rief Meister Böck
Bosheit ist kein Lebenszweck
Denn dein ist das Reich
Und die Kraft
Und die Herrlichkeit
Rickeracke, rickeracke
Geht die Mühle mit Geknacke
Gott sei Dank, nun ists vorbei
Mit der Übeltätere
In Ewigkeit
Amen

Vater brachte Stille ins Haus. Er schwieg gern und ließ lieber die Hände sprechen: Wenn er satt war, knüpfte er eine imaginäre Serviette vom Hals; wenn er Pantoffeln brauchte, presste er Daumen und Zeigefinger zusammen, als hielte er ein Paar Hausschuhe an den Innenseiten; hatte er Durst, machte er eine simple Trinkbewegung. Max musste auf diese Vatergesten lauern, er musste befolgen, was die Hände ihm auftrugen. Das gute Beispiel: Pflicht, Pflicht und wieder Pflicht. Zum Glück gab es Maria. Die ältere Schwester, die Max alles zeigte, was er wissen musste: sich anziehen, waschen, abputzen, die Hände falten, gerade sitzen, den Blick senken beim Beten, den Mund halten in der Kirche, lautes Singen als Spiegel tiefer Inbrunst. Maria half Max, wo immer nötig. Sie sprang ihm bei, nahm ihm Arbeiten ab, warf ein fürsorgendes Auge auf den Bruder. Sie zeigte Max, wie man beim Malen den Stift hält, sie baute mit ihm ein winziges Häuschen aus Brettern im Garten, sie warf eine hellblaue Decke über sich und den Bruder, und unter der Decke klammerten sich die beiden so fest wie möglich aneinander, und Max hatte das Gefühl, sein Bauch fülle sich mit einer besonders warmen, süßen Luft. Als Max fünf Jahre alt war, legte sich Maria ins Bett, gab ihren Geschwistern Küsse, zuletzt auch ihm, Max, und dann starb sie, als wäre das nichts Besonderes und schon ganz in Ordnung so. Max verstand nicht, was geschah, hatte keine Ahnung, wo sie hinging, seine Schwester, der Lichtblick, die Verbündete, deren Tod ihn jetzt zum ältesten Kind machte. Max stellte sich vor, Maria sei den Drähten gefolgt und an einen Ort gelangt, an dem alles in wunderbaren Farben leuchtete.

Weil Worte fehlten, schwieg Vater noch mehr als ohnehin schon. Und Max mochte es nicht, dieses Schweigen.

»Papa?«, sagte Max eines Abends.

Vater sah ihn an.

»Zeigst du mir ein paar von den ... Zeichen?«

Vater schwieg.

»Die deine Schüler machen. Mit den Händen.«

»Gebärden«, sagte Vater und nickte müde.

»Wie geht die Gebärde für *Vater*, Vater?«

Vaters flache, waagerechte Hand wanderte von der Stirn zum Kinn, der suchende Blick-in-die-Ferne wurde zum ängstlichen Das-Wasser-steht-mir-bis-zum-Hals.

»Und *Mutter*?«

Ein erhobener Finger neben dem Mund, der mahnte und zugleich die Wange streifte, streichelte? Max fing Feuer. Beim Wort *krank* wandelte sich die Vaterhand zu einer kreisenden, stumm kreisenden Klaue. Aber warum kralute Vater beim Zeichen für *schön* ein hässliches Ziegenbärtchen? Die Gebärde für *hässlich* wirkte dagegen richtig hübsch, wie ein Handkuss, nur vom Kinn statt vom Mund. Und eine lahme Schnecke konnte hoppelnd wie ein Hase? Manchmal, schien es Max, stimmten die Handzeichen nicht.

»Und wie geht dein Lieblingswort?«, fragte Max.

Vater zog fragend die Brauen hoch.

»*Pflicht!*«, rief Max.

Vater lächelte kurz. Dann strebten die Daumen zueinander hin, als wolle jemand Druck ausüben: Daumenschrauben.

»Und *Tod*?«, flüsterte Max endlich. »Oder darf ich das nicht fragen?«

Vaters Hände schwiegen.

»Ich will es aber wissen«, sagte Max.

Da reckte Vater beide Daumen nach oben, gen Himmel, als

wolle er sagen: Alles in Ordnung, alles bestens. Plötzlich aber kippte einer der Daumen um. Max kletterte auf Vaters Schoß und barg die Wange an seiner Schulter. Vater nahm ihn fest in den Arm, und Max wagte kaum zu atmen. Auf seine Stirn tropfte jetzt etwas Nasses: ein seltsamer Regen im Innern des Hauses.

Wenig später lag auch Max krank im Bett: Es waren die Masern. Er hielt die Augen krampfhaft offen, blickte im Fieber auf die Mahagoni-Imitationen der Paneele, auf die Musterungen, die Kerben und Dellen. Alles, was er sah, wandelte sich in innerem Schwitzen zu einer Welt, die auf ihn einstürzte und zugleich aus ihm herausbrach. Eine Welt jenseits des Bekannten. Der kalte, metallische Geschmack des Neuen. Max ließ sich entführen von Gestalten, die gar nicht existierten, die aus Kontur und Schraffierung sprangen, doch diese Gestalten schienen greif-, sicht-, fühl-, fassbarer als alles andere je zuvor bei Licht Gesehene. Die Wahrheit, würde Max später denken, hat nichts zu tun mit Wirklichkeit, sondern mit Intensität, mit der Dichte im Dickicht der Empfindungen. Da spielte ein Teufel mit sieben Hörnern auf einer Blockflöte zum Tanz der geschorenen Schafe, aus denen rotes Fleisch quoll. Und Geier rissen ihnen Fetzen aus den Bäuchen und flogen hinauf zu den Sternen, die von geistgleichen Gnomen an die Stirn des Himmels gekleistert wurden. Doch die gierigen Geier ließen das Fleisch wieder fallen, ein leuchtendes Glühen in der Nacht, und aus dem Fleisch stülpten sich Maden, und die Maden fraßen sich gegenseitig, bis nur noch eine von ihnen übrig blieb, die fetteste, hässlichste Made, die Königin der Maden, deren Krone im Mondlicht lispelte wie die gezackten Augen einer Eishexe namens Nachtigall.

Bald lagen die Masern besiegt im Zimmer. Die Eltern umarmten sich still in der Nacht. Den Verlust eines weiteren Kindes hätten sie kaum verkraftet. Und es kam der Tag, da Max aufstehen durfte, behutsam, gelenkt vom Vater. Schon auf dem Weg

die Treppe hinab hörte Max ein krächzendes Geräusch, das neu war im Haus. Als er das Wohnzimmer betrat, sah er sofort den Käfig. Dort drinnen hockte ein Vogel: groß, rosa, göttlich.

»Das ist Hornebom«, sagte der Vater.

»Was ... ist das?«, flüsterte Max.

»Ein Kakadu.«

»Für dich!«, sagte die Mutter. »Du warst so tapfer. Wir ...«

»Darf ich den behalten?«

Die Eltern nickten im Gleichklang. Max ging auf den Vogel zu. Ohne nachzudenken, öffnete er den Käfig. Es war das Erste, was er tat: den Käfig öffnen. Es war das, was er sein Leben lang tun würde: den Käfig öffnen. Erschrocken sprang der Vogel zurück.

»Keine Angst«, sagte Max, streckte den Zeigefinger aus und hielt ihn vor die Käfigtür.

Der Vogel krächte und gab einen Laut von sich, der sich anhörte wie das Wort einer seltsamen Sprache.

»Ja«, sagte Max.

Hornbom hüpfte auf seinen Finger: scharfe, gewetzte Krallen, die überraschende Schwere des Kakadus, der gelbe Kamm mit drei, vier, sieben, zehn umgeflappten Zacken, der graue Schnabel, die mattschwarzen Augen, zwei Tupfer auf der rosa grundierten Leinwand aus Federn. Hornbom flog nicht fort, er flatterte vom Finger auf die Schulter des Jungen. Das zwickte. Der Kakadu wühlte mit dem Schnabel in seinen Haaren, als wolle er Max etwas vom Kopf zupfen. Der aber roch zum ersten Mal Hornboms klopfende Wärme.

»Wie sehe ich aus?«, fragte er plötzlich und drehte sich mit dem Vogel auf der Schulter einmal um sich selbst.

»Steht dir gut«, sagte Mutter, leise schmunzelnd.

Der Vogel hier lebte. Im Gegensatz zur Puppe Tintchen, zum Soldaten Moritz, zum Steckenpferd Bebe. Der Vogel hier bestand

nicht aus Stoff, Holz oder Pflanzenfasern, er hatte keine falschen Augen, nein, Hornebom war ein echtes, ein lebendes Tier aus Atem, Federn, Blut und Herz. Aber Max hatte die Banalität der größten Weisheit noch nicht verstanden: Alles, was lebt, stirbt irgendwann. Auch sein Vogel würde nicht ewig leben. Noch war nicht Schluss mit dem Tod für Max. Noch hatte er seine Lektion nicht gelernt.